Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 25 (2018)
Heft: 279

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Perspektiven

Privat und politisch: Die Lage der Welt
Fussball und Folter: Die WM 1978
Kultur und Plafond: Geht das Geld aus?
Kultur und Lotto: Das Geldspielgesetz

Kämpfen? Ja – für die Demokratie

Mit Ho Chi Minh und Karl Marx in den Klassenkampf: 1. Mai-Demonstration 1968 in Zürich. (Bild: Bildarchiv ETH Zürich)

Er kennt Afrika, den Nahen Osten, den Islam, hat 1968 in Zürich Revolution gemacht und lange Jahre im «St.Galler Tagblatt» das aussenpolitische Geschehen kommentiert. Heute kämpft Walter Brehm gegen den Krebs, von dem er seit einem halben Jahr weiss, und blickt skeptisch auf die Weltlage. Worauf ist zu hoffen, wofür müsste man sich stark machen? Ein Gespräch über das Private und das Politische.

INTERVIEW: PETER SURBER

Saiten: Fangen wir vorne an: 1968 – wo warst du da?

Walter Brehm: Ich bin in Zürich-Oerlikon aufgewachsen, war Schriftsetzerlehrling und in der Jungen Kirche engagiert. Und habe dann angefangen, mich politisch zu betätigen, im Bunker, dem ersten Autonomen Jugendzentrum. Dann bin ich ins Komitee, quasi die Regierung der Autonomen Republik Bunker ARB, gewählt worden.

Was waren deine Hoffnungen damals?

Die waren sehr vage. Meine Affinität zur Dritten Welt und zum Pazifismus hatten mich in die Junge Kirche gebracht, ich habe Militärdienst verweigert und trug eine romantische Revolutionsvorstellung mit mir. Die spontaneistische Linke in Zürich wusste insgesamt nicht genau, was sie wollte, und geriet auch ziemlich rasch in Schwierigkeiten, Stichwort Drogen und Illegalität mit der Besetzung des Bunkers. Daneben gab es aber auch den Versuch, Strukturen aufzubauen. In der PKO, der Proletarischen Kampforganisation, war ich zum ersten Mal organisiert tätig und habe die Revolutionären Lehrlinge Zürich aufgebaut. Das Ganze lief dann in den militanten 1. Mai 1971 hinein. Wir haben dort eine Broschüre namens «Strassenverkehrsordnung» verteilt, die in Wahrheit das Manifest der RAF war. Ich wurde verhaftet und angeklagt wegen Landfriedensbruch etc., wurde zu drei Monaten bedingt verurteilt. Das war für mich eine Weggabelung, ich musste mich fragen: Wo führt das hin? Der bewaffnete Kampf als romantische Vorstellung: Gut und recht, doch es gab Kollegen mit Neigungen zur RAF, das war nicht meine Schiene.

Engagiert habe ich mich dann in der Revolutionen Aufbauorganisation Zürich RAZ, wo ich gewissermassen der Vorzeigeproletarier war. Die RAZ versuchte einen seriösen Parteiaufbau zu betreiben, sie war klar marxistisch-leninistisch-maoistisch. Im Rückblick sehe ich das als linksextremes Abenteurertum, man wollte die Revolution machen mit den Büezern, aber ich war meinerseits da schon oft mit Anzug und Krawatte unterwegs mit der Attitüde: Ich muss nicht aussehen wie ein Arbeiter, ich bin einer …

Es war viel Romantik und offenbar viel Pose mit dabei in jener Zeit …

Wir haben Gruppen wie die Kommunistische Partei KPS gern als «Maskenverein» verlacht, aber wir waren im gleichen Spital krank. Die RAZ hat sich dann gespalten in die Kommunistische Gruppe Arbeiterpolitik, die eine härtere Revolutionslinie vertrat, während sich der pragmatischere Teil schon Richtung Grün entwickelt hat, darunter etwa Peter Niggli, der Chefideologe der RAZ. Ich bin meinerseits ausgeschlossen worden, wegen «kleinbürgerlichen Tendenzen» – ich hatte eine Affäre mit einer Trotzkistin, die nicht goutiert wurde, aber auch sonst nicht den richtigen proletarischen Stil drauf. Dadurch bin ich in ein Loch gefallen, denn solange man in den Sektenzirkeln drin ist, hat man ja das Gefühl, man sei das Zentrum der Welt. Wenn man rausfällt, merkt man, wie sehr man sich an der Peripherie bewegt hat.

Wie ging es weiter?

Ich fand den Weg zur Filmcooperative und zum Filmkollektiv, das sich als Teil einer Alternativbetriebsbewegung verstand mit dem Ziel, politische Mobilisierung über Film zu erreichen. Der Anspruch war hoch, wir waren mit dem Projektor oft abends unterwegs, man traf Leute wieder, mit denen man sich zuvor bös zerstritten hatte, aber auch da kam es wieder zu Spaltungsdiskussionen, um Fragen wie: Wie viel Filmkunst, wie viel Politik, wie viel Kommerz etc.? Das Drama daran, und für mich auch ein persönliches Drama, war, dass Spaltungen jeweils dazu führen, dass letztlich beide Flügel scheitern.

1980/81 habe ich mit dem Filmer Urs Graf selber an einem Film gearbeitet, *Wege und Mauern*, einem Dokfilm aus der Strafanstalt Lenzburg. Ich merkte allerdings, dass ich kein Filmer würde. Und etwa in dieser Zeit habe ich Kontakt zu Kokain bekommen – während ich bis dahin die harte Linie vertreten hatte: Drogen und Revolution, das geht nicht zusammen. Ich bekam dadurch Probleme mit der Organisation meines Lebens, weil die Löhne im Filmkollektiv nicht darauf angelegt waren, sich Drogenkonsum finanzieren zu können.

Der Journalismus war die «Rettung»?

Einen Anlauf hatte ich schon in der Jungen Kirche genommen, wo wir die Sozialistische Arbeitsgruppe Oerlikon gegründet und eine Zeitschrift namens «Banalitäten» herausgegeben haben, die sich mit Drittwelt-Themen beschäftigte. Bei der RAZ habe ich dann für das Parteiblatt geschrieben. Jetzt fand ich per Inserat den Einstieg bei «Teletext», der damals eben den Versuchsbetrieb startete. Wir produzierten Nachrichten zu Ausland, Inland, Wirtschaft und Kultur, es war das erste elektronische Medium, getragen von Zeitungsverlegern und SRG. Ich war viereinhalb Jahre dabei, zuletzt als Chef vom Dienst der deutschsprachigen Redaktion.

Und mit dem politischen Engagement war es damit zu Ende?

Als Journalist ging das nicht, und ich hätte auch nicht gewusst, wo ich mich hätte einreihen sollen. Mitte der 80er kam ich schliesslich zur «Thurgauer Zeitung» als Auslandredaktor. Das knüpfte durchaus an die RAZ-Zeit an, denn dort hatten wir uns intensiv mit den «imperialistischen Feinden» befasst, also mit Aussenpolitik. Weltpolitisch hatte ich dabei viel gelernt, das kam mir jetzt zupass, auch beim Mauerfall 1989. Da konnte ich aus dem Vollen schöpfen.

Als «Alt-68er» im rechtsbürgerlichen Blatt: Das war kein Widerspruch?

Etwas anderes als Auslandjournalismus hätte ich wohl nie machen können. Und ich habe davon profitiert, dass die Zeitung für die Auslandberichte mit einer Agentur gearbeitet hat und die Eigenleistung in der Kommentierung bestand. Ich habe zeitweise fast täglich Kommentare geschrieben nach dem Motto: Aufgabe der Printmedien ist es, den Leuten zu erklären, was sie schon wissen. Die News waren schon damals nicht mehr die primäre Aufgabe, sondern es ging um Einordnung, Würdigung, Wertung der Fakten.

Von der «Proletarischen Revolution» zum Mauerfall und zum Ende des Sozialismus, zumindest des real existierenden: Was bleibt im Rückblick? Sind die 68er-Hoffnungen zerstört worden oder haben sie sich in Pragmatismus aufgelöst?

Die Erkenntnis kam schon früh und bitter: wie leichtgläubig oder blind man gewesen war als Mitglied der maoistischen Linken. Mao Tse-tung als Führer der grössten Revolution? Das ging nicht mehr auf, es gab ja die 20 Millionen Toten in China. Für mich persönlich war das einschneidend und hat mich zusätzlich von einem neuerlichen politischen Engagement abgehalten. Nicht auszudenken, wenn wir je an die Macht gekommen wären – man hätte all die «Abweichler», «Revisionisten», «Sozialfaschisten» erstmal um die Ecke bringen müssen. Es ging ja immer um die richtige Linie, man hat immer ein Feindbild vor sich hergetragen, statt gut demokratisch den Wettstreit der Meinungen auszutragen.

Das Ende des Kalten Kriegs und des «Gleichgewichts des Schreckens» hat zumindest diese ideologischen Verblendungen aufgeweicht.

Ein grosser Teil der früheren Genossen ist auf den Karriereweg eingeschwenkt, ein Filippo Leutenegger zum Beispiel. Während der Teil, der nach wie vor auf eine politische Alternative gesetzt hat, sich Richtung Grün bewegt hat, unterstützt durch die AKW-Proteste und die ökologischen Themen, die ins Zentrum gerückt sind. Die «Klassenanalyse», die man als Worthülse vor sich hergetragen hatte, musste revidiert werden, weil klar wurde, dass das Industrieproletariat nicht der Träger einer revolutionären Bewegung sein würde, sondern auch gern nach Mallorca in die Ferien geht – andere Themen wie Konsumfragen, Gerechtigkeitsfragen, Demokratiefragen rückten stattdessen ins Zentrum.

Ist die Diskussion um Polit- und Gesellschaftsmodelle damit vorbei? Oder gibt es Alternativen zur durchökonomisierten Epoche, in der wir heute stecken?

Die Alternativen sind weitgehend verpufft. Gewiss gab es schon immer von klügeren Köpfen Versuche, eine Programmatik aufzubauen. Grün, das hiess mehr als bloss ökologisch; man hat angeknüpft an 68er-Elemente wie die Frauenbewegung, neue soziale Bewegungen, den Anti-Atom-Protest, und hat versucht, solche Anliegen innerhalb der bürgerlichen Demokratie durchzusetzen. Andere haben einen Mittelweg zwischen Liberalismus und Ökologie gesucht, den heute die Grünliberale Partei repräsentiert, der aber als Idee schon Mitte der 80er-Jahre da war. Ich bin übrigens meinerseits in die Falle hineingetrampt – und kurzzeitig in die FDP eingetreten, in der Hoffnung, dass sozialliberale Positionen eine Perspektive sein könnten. Der Griff zum Parteibuch war aber auch der opportunistische Versuch, mich in der «Thurgauer Zeitung» zu schützen. Der Chefredaktor war SVP-Kantonsrat, mit der Zeit gab es Brüche, die nicht mehr leicht zu kitten waren.

Anfang der 90er-Jahre kam mit dem Ausbruch des Ersten Golfkriegs der gröbere Bruch. Meine Kommentare gegen den Krieg beschädigten angeblich das Ansehen der Zeitung. Daneben gab es auch wieder Annäherungen. 1989 etwa hat die Zeitung eine Hilfsaktion für die rumänischen Revolutionäre gestartet, ich konnte mit dem Konvoi von Hilfsgütern nach Rumänien fahren – solche Chancen gab es immer mal wieder. Es war insgesamt sehr widersprüchlich, aber auch sehr provinziell. 1995 kam ich dann als Auslandredaktor zum «St.Galler Tagblatt».

Nochmal zur Hoffnung: Worauf setzt du heute?

Im Kern geht es für mich heute um die Demokratie, für die ich mich als Journalist aus einer gesellschaftsliberalen Position einsetzen kann. Spannend waren all die kurzlebigen Utopien rund um 1989, das angebliche «Ende der Geschichte», die «neue Weltordnung».

Warum ist diese neue Weltordnung nicht zustande gekommen?

Weil der Kapitalismus einfach resistenter ist, als man gedacht hat. Tragisch am Ende des Kalten Krieges ist ja, dass damit auch etwas Weiteres zusammengebrochen ist: Durch die Existenz einer Alternative zum Kapitalismus, was immer diese wert oder nicht wert war, war das politische Bürgertum gezwungen, eine Politik der sozialen Befriedung zu führen. Mit dem Zusammenbruch des Sozialismus ist dieser Zwang entfallen, und es hat sich eine Art Raubtierkapitalismus Bahn gebrochen, den man sich zuvor nie hätte vorstellen können.

Die Alternative gibt es aber schon noch: den Glauben an eine solidarische, gerechte, gesellschaftlich tolerante, ökologisch nachhaltige Welt. Er verkörpert sich heute am ehesten bei den Sozialdemokraten und den Grünen. Siehst du das auch so?

Die Sozialdemokratie war nie mein Ding, aber sie ist das einzige Gegengewicht zur SVP und dem europaweit sich etablierenden Rechtspopulismus. Die SVP ist neben der SP in der Schweiz die einzige Partei, der es gelungen ist, eine nationale Kraft über die Kantönli hinaus zu etablieren. Bei dieser Leistung würde sich jeder alte Linke die Finger abschlecken.

Wie gefährlich schätzt du den neuen Rechtspopulismus ein? Steuern wir auf eine illiberale und unsolidarische Welt zu?

Die Gefahr ist gross. Dabei ist der Widerspruch offensichtlich: Die SVP und mit ihr die ganze rechtspopulistische Bewegung in Europa behauptet sich als ideologische Alternative zur Globalisierung und als «Partei des kleinen Mannes» – während sie in Wahrheit eine Hauptträgerin des Kapitalismus ist.

Die Rückbesinnung auf das Nationale ist begleitet von Feindseligkeit gegenüber allem Fremden. Und das Hauptfeindbild ist der Islam.

Der Islamismus hat in diesem Feindbild-Denken die Rolle des Kommunismus übernommen. Momentan ist er die einzige globale Alternative zum wirtschaftsliberalen Kapitalismus. Es ist wohl kein Zufall, dass die islamistischen Gruppen eine Struktur haben, die den früheren linksradikalen Gruppen ganz ähnlich ist – inklusive deren Spaltungen. Auch da geht es um die richtige Linie; wer sich nicht an sie hält, ist ein Ungläubiger und Verräter.

Nichts gelernt aus der Geschichte?

Gilles Kepel hat einmal die Regel formuliert: Terroristische Tendenzen werden immer dann stark, wenn die dahinterstehende Ideologie schon verloren hat. So war es mit dem linksextremen Terror, so ist es heute mit dem islamistischen Terror. Der Islam hat, ausser in Iran, politisch nirgends wirklich reüssiert. Aber er formt sich gerade deshalb in einer Radikalität aus, die noch über Jahrzehnte gefährlich sein wird. Beide, der überbordende Kapitalismus wie der Islamismus, sind im Kern illiberal und sektiererisch. Und damit das Gegenmodell zu einer Gesellschaft, die bereit ist, sich zu öffnen und die Erdkugel als gemeinsames Projekt zu betrachten. In dieser Hinsicht sind wir tatsächlich in einer sehr defensiven Phase. Den Kampf für eine freie, offene, demokratische Gesellschaft zu führen gegen die illiberalen Tendenzen, ob rechts, ob religiös: Das ist eine grosse Aufgabe.

Du hast dich intensiv mit dem Islam, mit Nahost, mit Afrika beschäftigt und die Länder bereist. Warum gerade Afrika?

Um mit dem Islam anzufangen: In der Hysterie nach 9/11 war es mit der Bereitschaft zu differenzieren schnell vorbei. Dabei gibt es «den Islam» natürlich nicht. Es war mir ein Anliegen, Verständnis zu schaffen für diese Weltregion. Und mich selber teilweise auch zu hinterfragen. Lange Zeit gab es ja die Frontstellung: hier die Sympathie für Multikulti, für alles Fremde und damit auch für den Islam – und dort die Feindseligkeit. Der Islam ist über weite Teile heute zwar Repräsentant einer totalitären Ideologie, aber es gibt die innerislamischen Kontroversen dennoch. Aus dem Koran kann sich jeder nehmen, was ihm gefällt. Ich mag zum Beispiel den Satz: «Es gibt keinen Zwang in der Religion.» Doch all die Gewaltelemente findet man ebenfalls im Koran, und das Problem sind jene, die den Koran als «unredigiertes» Gotteswort betrachten und ihn damit jeder Diskutierbarkeit

entziehen. Das ist eine höchst unhistorische Betrachtung. Es braucht bei uns wie im Islam die Bereitschaft, zu differenzieren – etwa zwischen den allgemeingültigen spirituellen Aussagen auf der einen Seite und auf der anderen Seite den gesetzgeberisch engen Paragraphen einer Religion, die jeden Aspekt des Lebens organisiert.

Was für die Bibel genau so gilt ...

Im christlichen Mainstream glaubt man zumindest nicht mehr an die Bibel als unredigiertes Gotteswort – abgesehen von den Fundamentalisten.

Du hast den arabischen Raum und Afrika bereist – eine fremde Welt?

Es gibt viele Dinge, zu denen man als Westler schwer Zugang hat. Die konservative Sexualmoral etwa: Davor kann man als Alt-68er natürlich nicht die Augen verschliessen. Aber anderseits müssen wir nicht so tun, als wäre Afrika rückständig und wir hätten den Fortschritt gepachtet. Eine Schwierigkeit ist, dass man in Afrika 60 Jahre nach dem Ende der Kolonialzeit nicht mehr einfach sagen kann: Das sind alles Opfer des Kolonialismus. Aber das Verhalten des Westens ist nach wie vor paternalistisch. Europäer und die USA haben weithin die Haltung: Wir helfen euch, aber führt endlich die Demokratie ein! Während China sagt: Wir mischen uns nicht ein, wir machen «bloss» Wirtschaftspolitik – und unter diesem Titel ganze Landstriche aufkauft oder pachtet. Nicht etwa, um die Lebenssituation der Afrikaner zu verbessern, sondern um Geschäfte zu machen.

Reisen in Afrika: Das heisst, differenzieren zu lernen?

Afrika ist ja kein Land, sondern eine Welt. Und es ist eine höchst widersprüchliche Welt. Die Regierungen, die heute in Afrika das Sagen haben, sind meist europäisch sozialisierte Eliten, die in ihren eigenen Ländern selber die Rolle der Kolonialherren spielen. Deshalb, und längst verschüttet durch die christliche und politische Missionierung, kann man kaum noch einschätzen, wie ein afrikanisches Afrika heute aussehen würde. Und wo sind die zukunftsweisenden Ansätze? Der Bodenbesitz ist ein Beispiel dafür. Im Ursprung vieler afrikanischer Gesellschaften war Bodenbesitz unbekannt, der Boden war allgemein zugängliche «Allmende». Erst recht kompliziert wird es, wenn in Afrika auch noch der Islam hinzukommt.

Wie ist das Lebensgefühl – du bist dort ja nicht nur der Politbeobachter?

Man wird rasch konfrontiert mit eigenen Ängsten, die man sich als fortschrittlicher Mensch eigentlich gar nicht eingestehen will. Wenn du in einem Gewimmel eines riesigen afrikanischen Markts, wie wir es zum Beispiel in Ruanda erlebt haben, der einzige Weisse bist – dann kann man ein Gefühl bekommen, das man im besten Fall ins Positive ummünzen kann: zu merken, wie es für Migranten aus Afrika bei uns sein muss. Doch man merkt auch, dass die ganze Selbstsicherheit sehr schnell schrumpft.

Es gibt gewiss Fälle von Abneigung gegen «die Weissen», aus sehr handfesten Gründen. Aber Rassismus oder Fremdenfeindlichkeit habe ich kaum erlebt, auch in komplizierten Gesellschaften nicht – und Uganda ist ein solches Beispiel: ein kleines Land mit dem grössten Anteil südsudanesischer Flüchtlinge. Da gibt es eine bewundernswerte Bereitschaft, andere Leute aufzunehmen. Und zugleich, als Gegenbeispiel, ist die Homophobie kaum irgendwo so ausgeprägt. Auch die Geschlechterrollen sind oft sehr schwarzweiss.

Was die Zukunft betrifft, kann man sich diverse Perspektiven vorstellen, aber muss zugleich befürchten, dass sie scheitern werden. Und das hat vor allem mit der imperialistischen Dominanz Europas, der USA und der Chinesen in Afrika zu tun.

Bist du grundsätzlich pessimistisch, was die Weltlage betrifft – um noch die ganz grosse Frage zu stellen ...?

Wir sind zumindest in einer Phase, wo das Imperium zurückschlägt. Damit meine ich zum Beispiel Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit: Was einem da Hoffnung machen kann, ist einzig, dass solche Modelle letztlich immer gescheitert sind. Aber sie öffnen ein weites Feld von Angstbewirtschaftung. So problematisch historische Vergleiche sind: Deutschland ist in den 1930er-Jahren nicht an links und rechts gescheitert, sondern daran, dass sich in der Mitte niemand mehr für die Demokratie stark gemacht hat. Das ist eine Gefahr. Eine andere könnte ein globaler atomarer Crash sein.

Oder die Klimaveränderung.

Ja, aber die Welt ist immer noch mit perspektivenlosen Auseinandersetzungen beschäftigt, die wir eigentlich hinter uns haben sollten, und in denen die wirklichen Zukunftsfragen nicht nachhaltig gestellt werden. Man verheddert sich in das alte Schwarzweiss-Denken. Die jüngste Auseinandersetzung um das Atomabkommen mit Iran ist ein Beispiel. An Trumps Kritik mag einiges stimmen, aber ein Abkommen zu kündigen, das zwar nicht alles erfüllt, aber anderes gut regelt, ist absurd und entspricht diesem Entweder-oder-Denken. Man müsste differenzieren.

Differenzieren: Das ist die journalistische Berufsaufgabe.

Ich denke auch, das bleibt, über alle Debatten zur Zukunft der Medien und der Zeitung hinaus, die Aufgabe des Journalismus: Erklärungsmöglichkeiten anzubieten, Zusammenhänge, Ursachen und Folgen klarzustellen und gegen das schnelle Wissen Fragen zu stellen. Es geht um Wissen und den freien Austausch von Meinungen – also letztlich um die Demokratie, die im Moment vielen als Auslaufmodell erscheint.

Über deine Krankheit haben wir jetzt gar nicht gesprochen.

Die ist nicht so wichtig. Auch wenn sich manches natürlich relativiert dadurch.

Aber sie ist sicher wichtiger als all die Egomanen namens Putin, Trump & Co., die die Welt regieren ...

Wichtiger: Das trifft vielleicht auf mich selber zu. Und für mich geht es im Moment stark darum, mich von Fragen zu befreien wie: Warum gerade ich? Warum gerade diese Krankheit? Und der Devise zu folgen: «Es ist, wie es ist, sagt die Liebe.»

Walter Brehm, 1951, war Auslandredaktor und ist bis heute Kommentator am «St.Galler Tagblatt». Stationen auf seinem Weg waren Junge Kirche, spontaneistische Linke, marxistisch-leninistischer Parteiaufbau, alternative Wirtschaft, Journalismus. Er lebt in St.Gallen.

Fussball und Folter

Boykottaufrufe und Proteste begleiteten vor 40 Jahren die Fussball-Weltmeisterschaft in Argentinien. Toni Saller reiste 1978 als junger Student ins Land mit dem Ziel einer fussball-ethnologischen Feldforschung. Hier seine Erinnerungen.

TEXT UND BILDER: TONI SALLER

Fussball und Folter heissen gleich zwei Bücher, die ich in meinen Koffer packe, als ich im März 1978 auf meine Feldforschungsreise nach Argentinien aufbreche. Am ethnologischen Institut lachen viele, schütteln den Kopf, als ich ihnen von meinem Plan erzähle, als erster Fussballethnologe an eine Weltmeisterschaft zu reisen. Offizielle Unterstützung erhalte ich selbst vom damals fortschrittlichen ethnologischen Seminar Zürich nicht.

Am 24. März 1976 hatte das Militär in Argentinien geputscht, Isabel Perón wurde verhaftet und viele Gewerkschaftsführer wurden ermordet. Das Parlament wurde aufgelöst, alle Provinz-Gouverneure wurden abgesetzt, 62 peronistische Gewerkschaftsorganisationen verboten, auch alle marxistischen oder linksperonistischen Parteien. Der Ausnahmezustand blieb in Kraft und die Zeitungsredaktionen blieben direkt vom Militär kontrolliert. General Jorge Videla stand an der Spitze der neuen Militärjunta.

Im Land der Stadien

Ist man in Buenos Aires, sagt sich jeder Fussballfan: Wenn eine Fussball-WM, dann hier! Mehr noch als 2014 in Brasilien hätte man die ganze WM ohne einen einzigen Neubau problemlos in Buenos Aires durchführen können. Nirgends ist die Dichte von legendären Fussballmannschaften so gross wie in dieser Stadt, London vielleicht ausgenommen. Die zwei gut 70'000 Zuschauer fassenden Stadien von Independiente und Racing liegen in Sichtweite, zwei Strassen voneinander entfernt. Racing war der Lieblingsverein von Juan Domingo Perón, er liess die perfekte Sportarena in seiner ersten Präsidentschaft 1952 erbauen. Trotzdem wurden teure Neubauten in Rosario und Córdoba hingestellt, Stadien in Buenos Aires wie jene von River Plate und Vélez Sársfield praktisch neu gebaut. Insgesamt kostete die WM damals stolze 500 Millionen Dollar. Kritik daran gab es auch schon, vor allem bei den Argentiniern selber, die schlechte Zeiten auf sich zukommen sahen.

Wir wissen nicht, ob ein Boykott der WM die Militärdiktatur von Jorge Videla, der noch bis 1983 regierte, verkürzt hätte. Selbst damals, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, waren höchstens Teilboykotte gegen missliebige politische Regimes denkbar und möglich, so bei den Olympischen Spielen 1980 in Moskau und 1984 in Los Angeles. Vielleicht auch, weil damals die allgemeine Sportideologie noch unverbrauchter, noch nicht völlig dem Kommerz unterworfen war und daher mehr Glauben verströmte, ja sogar als Utopie einer autoritären Macht entgegengehalten wurde: «...im internationalen Sport steckt schliesslich das Modell einer Weltgesellschaft in Frieden und Freiheit, die einzige Hoffnung auf die Menschenrechte überall in der Welt.» Grosse Worte von Christian Graf von Krockow, zitiert aus dem Buch *Fussball und Folter – Argentinien '78*, die auf die WM 2018 in Russland hin ganz sicher nicht mehr zu hören sein werden.

Ich bin stolz, kurz nach meiner Ankunft in Argentinien kann ich am Samstag, 1. April 1978, in mein Tagebuch schreiben: «Ich habe bei einem Freundschaftsspiel zwischen zwei Fabrikmannschaften mitgespielt, und zwar sehr gut, sogar ein Tor geschossen, vielleicht werde ich beim nächsten Spiel von der Verteidigung in den Sturm versetzt.»

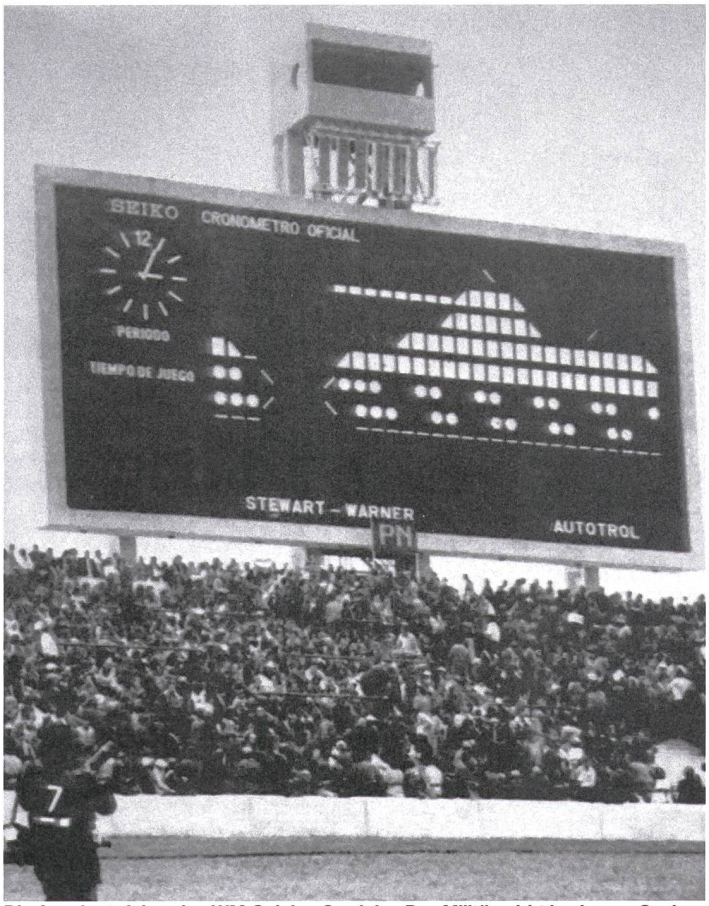
Für einen Ethnologen mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung ein Glücksfall. Das kam so, weil ich in Zürich Daniel, einen Argentinier, mehr oder weniger zufällig im «Oliver Twist» kennengelernt hatte. Er war auf einer Art Hippie-Tour und wohnte in der Wohnung meines Bruders während meiner Abwesenheit. Am Flughafen in Buenos Aires erwartet mich ein Freund von ihm, ein Profifussballer, der mich zum Onkel von Daniel fährt, dessen Haushalt mich die ersten zwei Wochen beherbergen soll. Die Schwester von Daniel ist liiert mit dem Sohn eines Fabrikanten, der mich als Spieler in sein Fabrikteam aufnimmt. Ein anderer Freund ist Journalist und so weiter. Ich habe also keine Chance, Argentinien nicht durch die Sicht dieses Milieus kennenzulernen.

Schliesslich spiele ich eine halbe Meisterschaft, ab und zu werden Spiele wegen Schlägereien abgebrochen, und mein Glaube an die friedliche Fussballutopie beginnt auch für die Amateur-Ligen zu bröckeln.

Fussball und Politik

Die Diktatur von 1976 wurde durch das «Grounding» der Ära Perón ermöglicht. Perón hat den Populismus erfunden, blieb ein unerreichtes Vorbild, dem selbst der Faschismusverdacht nichts anhaben konnte. 1973, nach 18 Jahren Exil in Francos Spanien, durfte er zu den Wahlen nach Argentinien zurückkehren und wurde mit 60 Prozent der Stimmen erneut glanzvoll zum Präsidenten gewählt. 1974 starb er und hinterliess eine schwer gespaltene Bewegung, mit seiner zweiten Frau Isabel Perón an der Spitze des rechten Flügels, während Evita das Idol der auf der andern Seite des politischen Spektrums unversöhnlich stehenden Linksperonisten blieb.

Das Land sackte immer stärker in ein ökonomisches und politisches Chaos. Die Rechtsperonisten und weite Teile der Gewerkschaftsbürokratie verloren ihre Basis, die allein im Jahr 1974 eine Reallohneinbusse von 50 Prozent hinnehmen musste. Die argentinische Wirtschaft hing am Tropf des IWF, die Inflation erreichte mehr als 400 Prozent. Der aufmüpfigen und immer wieder streikenden Arbeiterschaft wurde die AAA (Argentinische antikommunistische Allianz) entgegengestellt, gegründet durch den Wohlfahrtsminister Lopez Rega. Todesschwadronen, die gegen alles Linke agitierten und mordeten, gab es schon vor dem Putsch, so wie in vielen lateinamerikanischen Ländern um diese Zeit, ein Ausdruck des amerikanischen Imperialismus und Antikommunismus auf dem Kontinent.



Die Anzeigetafel zu den WM-Spielen Cordoba: Das Militär wirbt in eigener Sache.

In *Fussball und Folter* ist eine «Stern»-Umfrage bei den deutschen Nationalspielern vor der WM zu finden. Befragt werden sie zu ihrer Meinung über einen offenen Brief, den Amnesty International an sie gerichtet hat: ein Bericht zu den Folterungen in Argentiniens Gefängnissen. Die grosse Mehrheit der Fussballer bezeichnet sich als neutral und will sich für Politik nicht interessieren, ja nicht einmal informieren lassen. Nicht so Kapitän Berti Vogts: «Amnesty sollte lieber mal in den ‹Stern› schauen, was da über russische Lager drinsteht», gibt er zu Protokoll. Es gibt aber doch einige, die vom DFB eine klare Stellungsnahme verlangen, darunter Rudi Kargus, Ruedi Seeliger und Herbert Neumann. Auch Paul Breitner und Sepp Maier, der am deutlichsten wird: «Ich werde dem General nicht die Hand schütteln.» Ob sich Berti Vogts, immer noch eine gewichtige Stimme im Sport, dieses Jahr um exakt diese politischen Gefangenen in Russland kümmern wird?

In Titos Texilladen

Während die deutschen Spieler mit ihrer WM-Vorbereitung noch nicht einmal begonnen haben, stehe ich nach einem Monat Argentinien und 50 Seiten weiter in meinem Tagebuch im vollgepackten, kleinen Textilladen El Revoltijo. Vermittelt wurde mir diese Hilfsarbeit von Gustavo, dem Fabrikantensohn. Wenn ich die Einträge im Tagebuch lese, muss es mir dort nicht sehr gut gefallen haben. Nicht wegen des üblichen Hungerlohnes von 15'000 Pesos pro Woche, neue Pesos wohlgemerkt, mit denen man pro Tag knapp ein einfaches Essen, ein Päcklein Zigaretten und den Colectivo finanzieren konnte. Sondern weil es mir wichtiger war, den Alltag in Argentinien kennenzulernen, auch wenn ich sehr wenig Geld hatte. Die Inflation lag mittlerweile bei etwa 800 Prozent, die U-Bahn erhöhte ihre Preise wöchentlich, wie alle anderen Unternehmen auch. Wechselgeld in Form von Noten wurde sogleich im Mülleimer entsorgt.

David Broisman oder Tito, wie ihn alle nennen, der Besitzer des El Revoltijos, ist launisch, misstrauisch und geizig, kein angenehmer Zeitgenosse. Aus einem Plastikgeflecht und Schnur fabriziere ich die Säcke, mit denen er als Grossist Kunden in der Provinz mit Stoffen beliefert, und wehe, ich verbrauche zu viel Schnur. Die Geschäfte gehen solala, in den Pausen bei einem Mate-Tee wiederholt er manchmal die Standardeinschätzung des unpolitischen Argentiniers zur Lage: Die Militärs hätten einschreiten müssen, jeder hier kenne jemanden, der bei einem Anschlag in der Ära Perón umgekommen oder verletzt worden sei. An einem anderen Tag gesteht er mir, er hänge immer das Bild desjenigen ins Schaufenster, der gerade regiere, so habe man am wenigsten Probleme.

Tito will mich nicht früher von der Arbeit zum Training mit der Fabrikmannschaft gehen lassen und sagt, er wisse nicht, wie es in der Schweiz sei, aber in Argentinien würden die Arbeitszeiten eingehalten. Murrend lässt er mich dennoch ziehen. Mit der Zeit wird er immer netter, schenkt mir ein Frotteetuch mit dem WM-Signet. Ich bin nur Aushilfe, Tito sucht einen Festangestellten, nach einem Monat klappt es.

Gustavo beziehungsweise seine Fabrik besitzt ein kleines Appartement im Zentrum, im Rohbau. Ich kann es beziehen und fühle mich blendend. In meiner Freizeit gehe ich zu Boca. Natürlich bin ich Boca-Fan, wie könnte ich auch anders, Gustavo hat dort ein Saisonabonnement. Maradona sehe ich auch, er spielt damals noch bei Argentino Juniors und ist erst 17 Jahre alt. Während die «Selection» sich abgeschieden vorbereitet, gehe ich an die Spiele der laufenden Meisterschaft. Maradona schiesst beim 4:1 gegen Huracan alle vier Tore. Hier weiss man bereits, dass er ein grosser Star werden wird.

Argentiniens Fussball ist in Vielem visionär. Was sich weltweit erst viel später als allgemeiner Standard durchsetzen wird, ist hier bereits üblich. Zum Beispiel die zig Bälle, die während eines Spieles im Einsatz sind und, von den Balljungen gehütet, zum Einsatz kommen, um das Spiel nicht zu verlangsamen. Grund sind die Wassergräben, die die Tribünen vom Rasen trennen. Dank ihnen braucht man die Gitter nie, die in Europa ein Drama wie das im Heysel-Stadion in Brüssel 1984 erst möglich machten. Natürlich purzeln die Bälle ständig in den Graben und werden von den Balljungen mit langen Ruten herausgefischt, während das Spiel weiterläuft. Von Angel, einem Journalisten, lerne ich die Soziologie der argentinischen Vereine. San Lorenzo und Independiente sind typische spanische Vereine, ihre Anhänger stammen meist von spanischen Immigranten ab. Boca hingegen ist italienisch und im Hafenviertel verankert, Atalanta wiederum hat jüdische Anhänger. River Plate ist der Club der Reichen, San Telmo der Armen. Und wie ist Boca zu seinen Clubfarben Blau-Gelb gekommen? 1905 seien die Gründer am Hafen gesessen und hätten sich gesagt: Die Farben des nächsten Schiffes, das einläuft, nehmen wir. Es war ein schwedisches Schiff.

«Weg da!»

Perón war in weiten Teilen des öffentlichen Bewusstseins ein Populist, weil er kein Programm hatte und sich schwer in der Skala des traditionellen Links-rechts-Schemas einordnen liess. Als Militärbeobachter in Italien 1941 hatte er den italienischen Faschismus bewundert. Nach seiner Rückkehr gründete er mit anderen Offizieren eine Geheimorganisation, die 1943 gegen die Regierung putschte, stieg bis zum Staatssekretär im Kriegsministerium auf und wurde Vizepräsident. Bis zum Kriegsende träumte er von einer Allianz mit Hitler, nach dem Krieg bezeichnete er die Nürnberger Prozesse als «Ungeheuerlichkeit» und «Infamie».

Er arbeitete auch als Sekretär im Arbeitsministerium, konnte mit einer Reihe von sozialen Reformen weite Teile des argentini-

schen Proletariats, die sogenannten Descamisados (Hemdlosen), auf seine Seite ziehen und gründete eigene Gewerkschaften. Ende des zweiten Weltkrieges kam es zu Protesten gegen das Militär und den Faschismus, insbesondere auch gegen Perón. Dieser verhängte den Ausnahmezustand und spaltete das Land, liess selbst ihm wohlgesinnte Militärs verhaften und brachte das Land an den Rand eines Bürgerkrieges. Das Militär entliess Perón, wollte ihn ausweisen, doch er tauchte mit Hilfe seiner Nazi-Kontakte unter, wurde schliesslich doch gefasst und auf die Insel Martin Garcia in die Verbannung geschickt. Damit wurde er zum «Märtyrer», vor allem der Arbeiterklasse, die vehement seine sofortige Freilassung forderte. Der Mythos Perón entstand – an der Spitze des Protestes sollte die Schauspielerin Maria Eva Duarte stehen. Diese heiratete Perón vier Tage nach seiner vom Volk erzwungenen Freilassung am 21.Oktober 1945 und wurde zu Evita Perón.

Auf einer Reise ins Landesinnere besuche ich in Rosario und Córdoba die Stadionbauten und fahre dann weiter nach Mendoza. Nach zehnstündiger Busfahrt mit einem feuchten Handtuch vor dem Gesicht, um den Staub nicht einatmen zu müssen, der von den Rädern hereingewirbelt wird, komme ich in Salta an. Eine vergessene Provinzstadt, von denen es viele gibt entlang der Anden. Hier gibt es keine Spiele, auch keine Euphorie auf die kommende WM. Ich stehe auf dem Hauptplatz des Ortes und studiere meinen Reiseführer. Kaum aufgeschlagen, höre ich eine Stimme hinter mir: «Vete!» (Weg da!) Ich drehe mich um und sehe aus dem Schatten des Vordaches ein Maschinengewehr, das auf mich gerichtet ist. Die dunkle Gestalt dahinter kann ich kaum erkennen. Ich gehe. Lass dich bloss nicht auf Diskussionen ein, haben mir viele Freunde eingebläut.

Die Militärdiktatur schützt vor allem sich selber, der Fussball braucht die Diktatur nicht zu seiner Sicherheit. Mit Angel, dem Journalisten, besuche ich das Trainingscamp der argentinischen Nationalmannschaft. Ich schwebe, als ich für Angel die Interviews mit meinem Tonband aufnehmen darf, schüttle Stars wie Kempes, Ardiles und Pasarella die Hand, der legendäre Trainer Cäsar Luis Menotti steht einen halben Meter vor mir und spricht auf mein Band. In meinem jugendlichen Übermut denke ich: «Das ist der Höhepunkt meiner fussballethnologischen Reise!»

Perón gewann als Kandidat der Arbeiterpartei tatsächlich die Präsidentschaftswahlen von 1946, gegen den Widerstand der Amerikaner und seiner ehemaligen Militärkumpane. Als rechter Nationalist betrieb er dennoch eine erstaunlich fortschrittliche Sozialpolitik und entwickelte Argentiniens Industrie mittels Protektionismus, verstaatlichte die Eisenbahn, kündigte einen Fünfjahresplan für den Ausbau der Infrastruktur an. Sein Peronismus wirkte wie ein dritter Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus, und Evita war dessen Botschafterin. Bei der glanzvollen Wiederwahl 1951 durften dank Evita zum ersten Mal auch die Frauen wählen.

Nach dem Höhepunkt folgte der tiefe Fall. 1952 starb Evita an Krebs. Die riesigen Projekte frassen die Finanzreserven weg und die hohe Inflation die Ersparnisse der Bürger. Die sozialen Errungenschaften brachten mächtige Gegner auf den Plan, Grossgrundbesitzer, Militär und auch die Kirche. Der Streit mit dem Klerus eskalierte: Perón verbot katholische Zeitungen, legalisierte Scheidung und Prostitution, schaffte den Religionsunterricht ab und liess Priester verhaften. 1955 wurde er exkommuniziert. Im zweiten Anlauf im September 1955 wurde Perón erfolgreich gestürzt und ging nach Stationen in Südamerika 1958 nach Spanien zu Franco ins Exil.

In der Polizeikontrolle

Die Militärdiktatur erlebe ich am 17. April 1978 am eigenen Leib. Hier der dazugehörige Tagebucheintrag: «Als wir in der Nähe von meinem Hotel waren, sah ich ein Polizeiauto hinter uns. Wir fuhren nicht schnell und mussten durch einige Einbahnstrassen. Ich sah

Militär allgegenwärtig, auch im Stadion.

mich um und bemerkte, dass das Polizeiauto uns offenbar folgte. Ich weiss nicht, ob Angel und Raul es auch bemerkten. Als wir in der Sarandé waren, heulte plötzlich die Sirene und das Rotlicht leuchtete auf. Das Polizeiauto fuhr zu uns auf und war rasch auf gleicher Höhe neben uns. Es waren drei Militärs im Auto. Einer zielte aus dem fahrenden Auto mit einer Pistole auf uns, Kopfhöhe, ein anderer machte das Zeichen zum Anhalten. Ich erschrak, dachte aber noch richtig, dass ich auf das Verhalten von Angel und Raul achten musste. Angel stoppte den Wagen und wir streckten die Hände in die Höhe hinter den Kopf. Wir stiegen aus, die Hände weiterhin oben. Wir mussten die Hände auf das Dach des Wagens legen, ausgestreckt, die Beine etwas spreizen. Ein Polizist ging sofort auf etwa fünf Meter Entfernung und legte die Maschinenpistole an. Ich wagte nicht, mich zu bewegen oder gar umzuschauen. Ein anderer fuhr das Polizeiauto vor unser Auto, um den Verkehr nicht aufzuhalten. Auch der zweite Polizist richtete sein Maschinengewehr auf uns. Der Dritte tastete uns ab, von oben bis unten, sehr genau. Wir bewegten uns nicht. Ich blieb ungewöhnlich ruhig. Ich bin etwas kitzlig, wagte natürlich nicht zu lachen. Dann verhörte der Polizist Angel und sah sich seine Papiere an. Ich weiss nicht, was Angel gefragt wurde, ich hörte nur, dass er sagte, er sei Journalist und dass ich aus der Schweiz komme. Der Uniformierte kam zu mir und sah sich meinen Pass an. Er fragte mich, wie lange ich schon hier sei, nichts weiter. Dann verhörte er Raul. Ich hatte meine Hände nicht mehr auf dem Dach. Ich sah das Gesicht des Polizisten nicht genau. Der Helm reichte tief ins Gesicht, ein breiter Riemen ums Kinn. Unhöflich, kalt, präzise Fragen, und er schien seine Machtposition zu geniessen. Er durchsuchte den Kofferraum, das ganze Auto. Dann winkte er den anderen und sie zogen ab, ohne ein Wort zu sagen. Alle atmeten auf, Angel sagte mir, wenn ich meinen Pass nicht dabei gehabt hätte, wären wir wohl auf dem Posten gelandet, und das wäre nicht lustig geworden.»

Auf der Weiterfahrt erzähle ich Angel von meiner Reiselektüre *Fussball und Folter* und den vielen Broschüren über die Zehntausenden von Verschwundenen in Argentinien. Angel schlägt sich mit der Hand an den Kopf. Ob ich wahnsinnig sei, fragt er. Wenn ich bei der Einreise kontrolliert worden wäre oder die Polizisten die Bücher gesehen hätten, würden wir alle ebenfalls «verschwinden». Zurück im Hotel verstecke ich die Bücher so gut es geht, fühle mich elend: Statt den Kontakt zu Widerstandsgruppen oder politischen Journalisten zu suchen, geniesse ich den Fussball, und erst noch mit Gustavo, einem Kapitalisten, der mit dem Regime unter einer Decke steckt. Jemand erzählte mir, dass seine Fabrik den Stoff liefere, aus dem die Militäruniformen gemacht werden. Ich bin nichts weiter als ein Tourist, der mit seiner Anwesenheit die WM und damit das Regime rechtfertigt.

Die WM hat begonnen, ich bin beim Spiel Argentinien – Ungarn. Beim Eintritt ins River-Plate-Stadion werden alle Mitbringsel untersucht. Die dicken Plastiktaschen vieler Besucher enthalten nur die «Papeles», eine Marotte der argentinischen Fans, die sich nach der WM auch an anderen Orten einbürgern wird. Das Stehplatz-Billett erhielt ich im Vorverkauf für umgerechnet billige 10 Franken. Die Plätze sind ganz oben hinter den Toren im Oval. Das Stadion füllt sich schnell, ich trete an ein Stahlrohrgeländer vier Meter unterhalb des Eingangs und stütze mich darauf. Der Druck der Menge wird so gross, dass sich die Metallstange vor mir massiv verbiegt. Die Angst vor einer Katastrophe erfasst mich wie noch nie bei einem Fussballspiel. Doch alle bleiben gelassen und diszipliniert, man ruft zu den eintretenden Menschen, die sofort stehen bleiben. Das Ganze geht glimpflich aus, und doch kann ich mich nur mehr schwer an das Spiel, das auch für Argentinien glimpflich ausgeht, erinnern.

Im Stadion Vélez Sársfield schaue ich ein Vorrundenspiel, Spanien – Österreich, viele weitere dann mit Angel im Fernsehen. Im Spiel gegen Italien wird ein neuer argentinischer Spieler eingewechselt, Norberto Alonso, ein Idol der Massen. «Beto» Alonso musste von Trainer Menotti auf Anweisung von General Carlos Lacoste, einem Mitglied der Militärjunta und Fan von River Plate, nachnominiert werden. Jetzt habe ich meine Verbindung von Militärdiktatur und Fussball – und Angel seine Tragödie, denn Alonso humpelt nach nur zehn Minuten mit einer Zerrung vom Platz. Angel gesteht mir, dass es in seinem Leben drei grosse Vorbilder gibt: Sigmund Freud, Che Guevara und Beto Alonso. Ich erlebe Alonso noch an einem Meisterschaftspiel und kann Angel verstehen. Beto spielt fantastisch und bleibt für mich immer ein Beispiel, wie zufällig Karrieren verlaufen können. Eine Verletzung im falschen Moment, und ein möglicher Maradona bleibt nur ein Lokalheld.

Die FIFA hat kein Interesse

Im Frühling 2016 kontaktiere ich die FIFA und frage nach der Bibliothek im neuen Museum in Zürich. Der Bibliothekar begrüsst mich herzlich, ich überreiche ihm meine Arbeit, mein Lizenziat zum Thema Fussball. Es ist nicht die Feldforschung aus Argentinien, aber doch eine der ersten Ethnologie-Arbeiten zum Thema Fussball: Vereine als Stämme, das ist im Wesentlichen meine Aussage. Ich überreiche ihm auch eine Liste von Dokumenten, den Errungenschaften meiner Argentinienreise. Es sind die Tonbandaufnahmen von den Gesprächen mit Mario Kempes, César Luis Menotti und Konsorten aus dem Vorbereitungslager zur WM, eine Schallplatte von José Maria Munoz, dem populären Radiokommentator, und weitere lokale Raritäten zur damaligen WM.

Die FIFA hat kein Interesse, ich höre nichts mehr von ihr. Sie ist damit beschäftigt, ihr Museum auf Hochglanz zu halten, sage ich mir, und die Schuhe von Pelé genügen wohl. Ich hätte ihr auch meine Fussballbibliothek überlassen, mit einigen Raritäten aus den 70er-Jahren. Aber vielleicht wollte sie sie nicht, weil auf der Liste auch meine zwei Titel *Fussball und Folter* aufgeführt waren, die so wie ich in Argentinien nicht verschwunden sind.

Argentinien gewinnt die WM und widerlegt vordergründig die These der Boykottgegner, die im Buch *Fussball und Folter – Argentinien '78* meinen, eine solche WM sei eine «Herausforderung zu zeigen, dass die freiheitliche Demokratie im Vergleich mit dem totalitären Staat nicht nur die bessere, die humanere und die gerechtere, sondern auf längere Sicht die erfolgreichere und effektivere Staatsform ist – auch im Bereich des Sports.» Doch tatsächlich brauchte es zum Sieg Nachhilfe vom Militär. Wer sich auf YouTube die Tore zum 6:1-Sieg der Argentinier über Peru anschaut, mit dem sie den Halbfinal erreichen, kommt zur Überzeugung: Das Spiel kann nur gekauft worden sein. Oder war es die Androhung von Folter gegen Peru? Wenigstens diesen Skandal wird man Sepp Blatter nicht anlasten können.

An der Feier im Zentrum von Buenos Aires bin ich mit Angel. Beinahe erlebe ich nochmals eine Katastrophe, in der U-Bahn hüpfen die Menschen zu ihren Gesängen und bringen den Zug fast zum Entgleisen. Wir sind nicht weit von der Casa Rosada, dem Regierungssitz. Von der Militärjunta lässt sich niemand blicken. Unter die Massen, die «Ar-gen-ti-na» skandieren, mischen sich auch einige «Che-Gue-va-ra»-Rufe.

Die Reiselektüre von damals:

Argentinische Menschenrechtskommission, Argentinien: *Auf dem Weg zum Völkermord*, progress dritte welt verlag, Bonn 1977

***Galerie 70, Fussball und Folter, Eine Dokumentation zur argentinischen Realität vor dem Hintergrund der Biathlonweltmeisterschaft 1978*, Berlin 1977**

Hans-Jörg Hennecke, Adelante Argentinos: *Argentinien zwischen Fortschritt und Reaktion*, Weltkreis-Verlags.GmbH, Dortmund 1978

Wolfhard Klein: *Tag für Tag zehn Tote*, Mainz 1977

Ulrich Pramann u.a.: *Fussball und Folter, Argentinien '78*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1978

Toni Saller, 1956, ist Ethnologe, arbeitete 30 Jahre in der Informatik und ist heute freier Autor. Er lebt in Zürich.

Ազատություն heisst Freiheit

TEXT: TILL MARTIN, PATRICK CIPRIANI, SEBASTIAN STADLER, CHRISTIAN HÖRLER UND ANGELA KURATLI

1. Mai, Republic Square bzw. Metrostation/Vernissage (Bild: Till Martin)

Samstag: Weisswein und Kunst

Am 28. April feiern wir die Eröffnung unserer Ausstellung in der Hay Art Gallery in Eriwan und insgeheim vielleicht noch mehr die Protestbewegung, die seit Tagen hartnäckig und erfolgreich die republikanische Mehrheitspartei unter Druck setzt. Eingeladen hat die Schweizer Botschaft in Armenien. Vorangegangen ist bereits eine Woche intensiver Vorbereitung vor Ort – die zahlreichen Wege in der Innenstadt gingen wir dabei mit Vorliebe im gemütlichen Fussmarsch mit den Demonstranten.

Am späten Morgen entstanden jeweils die ersten Strassenbarrikaden, gefolgt von kleineren und grösseren Protestzügen, die sich unter Gejohle und Huperei verbündeten und sich in den Nachmittagsstunden geduldig auf dem Platz der Republik versammelten. Unsere armenischen Freunde und Helfer zeigten sich von Beginn weg erstaunlich entspannt und changierten in ihrem Alltag zwischen Protestteilnahme, Arbeit und Privatleben. Wir liessen uns schnell davon anstecken. Damit wurde unser Ausstellungsprojekt zu einer Reise in glückliche und vielleicht zukunftsweisende Tage Armeniens.

Das Vorspiel zu den Protesten lieferte Serge Sargsjan bereits 2015. Der damalige Präsident liess die Befugnisse für den Regierungschef grosszügig ausbauen. Angenommen wurde die Verfassungsreform nur aufgrund seiner ausdrücklichen Verzichtserklärung für das Amt. Als er sich am 17. April 2018 dann doch vom Parlament zum Ministerpräsidenten wählen liess, gab es für die Armenierinnen und Armenier kein Halten mehr.

«Qayl ara merjir sergin!» («Schreite zurück Serge!» oder vielleicht eher «Hau ab Serge!») ruft der Journalist und Oppositionsführer Nikol Paschinjan in die Menge und ermuntert zehntausende erhitzte Gemüter zum Aufstand. Sofort dröhnen die passenden Bässe aus den Autos und «Serji» muss in YouTube-Clips vor Friedhofskulisse dazu tanzen (youtu.be/2CjCGYXs4FI). Tagelang gehen die Leute auf die Strasse. Sie haben die Nase voll von der korrupten Regierung, die ihre superreiche Klientel pflegt und die mittellose Mehrheit ignoriert.

Nach fünf Tagen gibt Sargsjan klein bei, entschuldigt sich bei der Bevölkerung und gibt das Amt des Ministerpräsidenten wieder frei. Eine Wiederholung der Ausschreitungen wie bei seinem Amtsantritt 2008 will Sargsjan kein zweites Mal riskieren. Das Volk feiert

– und wird von Polizei- und Militärangehörigen unterstützt. Triumphiert wird auch, als bekannt wird, dass die republikanische Partei keinen Kandidaten für die Ersatzwahl des Ministerpräsidenten stellen wird. Die Hoffnung steigt, dass Paschinjan, nun einziger Anwärter für das Amt des Ministerpräsidenten, gewählt werden könnte.

Montag: Fast ein normaler Tag.

Für den 30. April bittet das Oppositionskomitee die Demonstranten um Ruhe und Ordnung – Paschinjan hat im Parlament vorzusprechen. Alle Strassenblockaden werden umgehend aufgelöst. Nichts scheint an diesem Montag in Eriwan an die Massenkundgebungen zu erinnern. Es bleibt ein ruhiger, aber spannungsvoller Tag. Paschinjan lässt sein Camouflage-Outfit samt Rucksäckli im Schrank und stellt sich mit Anzug und Krawatte der neunstündigen Befragung des Parlaments. Die Liveübertragung wird heute wohl in jedem Wohnzimmer Armeniens geschaut.

Dienstag: Lost in Translation

In den frühen Morgenstunden des 1. Mai sind in Eriwan bereits viele Demonstranten unterwegs. Es ist einer der wenigen freien Nationalfeiertage und Wahltag. Im Parlament geht das mühselige Frage- und Antwortspiel des Vortages zwischen den Parlamentariern und dem einzigen Kandidaten Nikol Paschinjan weiter. Stundenlang beantwortet der Oppositionelle freundlich die Fragen der mehrheitlich republikanischen Parlamentarierinnen und Parlamentarier.

Im Lauf des Tages versammeln sich Zehntausende auf dem Hauptplatz, um Paschinjan zu unterstützen. Hier, im Herzen Eriwans, liegen auch das Haus der Regierung Armeniens, die Nationalgalerie, die Hauptpost und das ehemalige Armenia Hotel (heute Mariott). Es könnte keinen besseren Platz geben für eine Revolution. Die Fragerunde wird live aus dem Parlament übertragen und vom Publikum direkt vor dem Eingangsportal der Regierung mit Buh-Rufen oder Applaus kommentiert. Die Ansagen des Oppositionskomitees prallen an die umliegenden Gebäude, vervielfachen sich, werden in die Strassen hinausgetragen und vermengen sich mit den Chören der Autoradios. Fahnen wehen waagrecht im Wind.

Die Stimmung ist gut, der Übergang zwischen politischer Revolution und Volksfest fliessend. Es werden Zuckerwatte und Früchte verkauft, Wasser verteilt. Auf dem Platz und den umliegenden Grünflächen tummeln sich Jugendcliquen zwischen alten Leuten und Familien mit ihren Jüngsten. Es wird gesungen, Sprechparolen brausen auf – und immer wieder wird geduldig gewartet. Wir verstehen wenig bis gar nichts von dem stundenlangen Prozedere, werden aber immer wieder freundlich über den aktuellen Stand der Dinge informiert. Lost in Translation – wir wünschten uns, dass künftig alle Sätze aller Revolutionen in die Sprachen der Welt übersetzt würden.

In der gleissenden Sonne sind die Schattenplätze rar. Überhitzte Gemüter kneippen im schweigenden Brunnen. Die vielen Flaggen werden auch als Sonnenschutz gebraucht. Wer nicht am Hauptplatz sein kann, verfolgt das Prozedere live auf dem YouTube-Kanal Ազատություն (Freiheit). Hier informiert das Oppositionskomitee jeweils auch über die nächsten Schritte. Nach 20 Uhr ist endlich die letzte Frage beantwortet, und das Parlament stimmt darüber ab, ob es Nikol Paschinjan übergangsweise als Ministerpräsidenten wählen will oder nicht. Nach hoffnungsvollen, feierlichen Stunden folgt der dumpfe Aufschlag: nur 45 Abgeordnete stimmen für Paschinjan – 53 Stimmen hätte er gebraucht. Gerade mal ein republikanisches Parteimitglied gab seine Stimme der Opposition.

Die Enttäuschung ist riesig, doch die Leute sind auch froh, dass die Wahl Paschinjans nicht auf Anhieb geklappt hat – sonst hätten sie bereits wieder eine Absprache mit dem bestehenden Parlament vermuten müssen. Wenige Minuten nach den Wahlen trifft Paschinjan auf dem Hauptplatz ein, er ruft zum Generalstreik für den nächsten Tag auf.

Den Protestbegriff դուխով (duchov) hat sich Paschinjan auf die Kappe geschrieben, das russische Lehnwort meint soviel wie «beseelt» und «beständig». Und genau so arbeiten die Leute hier daran mit, eine Regierung auf die Beine zu stellen, die das Land wieder als Ganzes vertritt und nicht nur an der Fassade arbeitet. Wir sind beeindruckt von diesen friedlichen, aber beharrlichen Protesten.

Mittwoch: Ein Tag im luftleeren Raum

Am Morgen des 2. Mai ist es so ruhig, dass wir vermuten, die Protestbewegung habe sich in Luft aufgelöst. Als wir unsere Wohnung verlassen, erfreut uns der gegenteilige Anblick: Alle Strassen sind gesperrt, Leute flanieren mitten auf der sonst verkehrsreichen Mashtotsstrasse, Kinder spielen überall. Tausende schliessen sich zu Protestzügen quer durch die Stadt zusammen. Das einzige noch funktionierende Verkehrsmittel ist die Metro. Wir fahren bis zum Hauptbahnhof und spazieren zu Fuss bis zur Stadtgrenze. An jeder Kreuzung blockieren Fahrzeuge den Weg. Gutgelaunte Leute versammeln sich an den Barrikaden und lassen nur Notfallfahrzeuge im Einsatz passieren. Wir werden auf ein Bier eingeladen – ein Ferientag im organisierten Stillstand –, der Flughafen ist geschlossen, kein Zug und kein Auto verlässt die Stadt. Wie lange dieser Generalstreik andauert, weiss niemand.

Am späteren Nachmittag lösen sich die Blockaden sehr plötzlich auf, Taxis und Autos erobern die Strassen zurück. Später erfahren wir, dass die Republikanische Partei nach einer internen Sitzung bekannt gegeben hat, dass sie sich bei den nächsten Wahlen zufrieden geben wird, wenn ein Drittel der Parlamentarier ihre Stimme Paschinjan geben (wenn er wieder antritt). Noch traut man den Republikanern nicht, es kommt aber Freude auf, und am Abend wird «Nikol» bereits als neuer Premierminister gefeiert.

Montag: Die Zukunft fährt Metro

Die offiziellen Wahlen am 7. Mai verfolgen wir bereits wieder von zu Hause aus. Es freut uns, dass Paschinjan mit 59 Stimmen nun eindeutig gewählt wird. Wir werden gefragt, ob die politische Ausrichtung Paschinjans absehbar sei. Wir wissen es nicht. Wahrscheinlich weiss es noch niemand genau.

Auf ampop.am kann man derweil die Köpfe der alten mit der neuen Regierung vergleichen. Paschinjan scheint grosse Freude daran zu haben, wackelige Handyaufnahmen von seinem Einzug an den neuen Arbeitsplatz zu übermitteln. Und viele Armenierinnen und Armenier folgen ihm auf seinem Livestream aus dem Parlament. Grinsend zeigt er seinen halbleeren Kühlschrank mit Cola, Fruchtsaft und Eiscreme, die überdimensionierten Regierungsräume und nichtsnutzig lackierten Salontische. Jeden Tag gibt es einen Videotagebuch-Eintrag mit den wichtigsten Neuigkeiten, und regelmässig werden die Spendeneinnahmen für den Wahlkampf offengelegt. Der neue Bildungsminister Arajik Harutjunjan fährt mit der Metro zur Arbeit. Dies alles sind Zeichen, die vermuten lassen, dass es mit der Sympathie zu den übertrieben Reichen jetzt zu Ende geht.

Wir arbeiten weiter an unserem Ausstellungsprojekt und denken, dass der direkte Austausch mit aller Welt zum Besten gehört, was wir machen können. Der zweite Teil dieses Ausstellungsprojektes mit dem Titel «Travertine Future – ՏՐԱՎԵՐՏԻՆ ԱՊԱԳԱ» wird im August und September 2018 in der Propstei St.Peterzell (ereignisse-propstei.ch) zu sehen sein. Die Vernissage findet am 3. August um 18.30 Uhr statt. Von Brot, Stein und Europa wird die Rede sein, und auch von Revolution und Reform.

«Gefahr für die kulturelle Vielfalt»

Katrin Meier, Leiterin des Amts für Kultur des Kantons St.Gallen, zu den Folgen der Kulturplafonierung.

INTERVIEW: PETER SURBER

Saiten: Kulturplafonierung: Was heisst das genau?

Katrin Meier: Der Kantonsrat hat im Aufgaben- und Finanzplan, der bis ins Jahr 2021 gilt, die Plafonierung der Staatsbeiträge für Kultur beschlossen. Damit bleiben die Kulturbeiträge bei rund 6,2 Millionen Franken und werden nicht erhöht. Mit diesen Staatsbeiträgen werden vor allem die Jahresbeiträge an über 80 Kulturinstitutionen mit Leistungsvereinbarungen im Kanton finanziert, die Beiträge an die regionalen Förderplattformen (Südkultur, Thurkultur usw.) und die kleineren Kulturbeiträge in der Stadt St.Gallen und Umgebung.

Wo ist die Plafonierung heute schon konkret spürbar?

In der Stadt St.Gallen vor allem für das Historische Museum und dessen Ausstellung «Faszination Archäologie». Seit ihrer Eröffnung 2014 sollte die Dauerausstellung mit einem regulären Jahresbeitrag, finanziert durch Finanzmittel aus dem Staatshaushalt, getragen werden. Aufgrund der Plafonierung ist dies nicht möglich. Jedes Jahr wird von Neuem ein Ein-Jahres-Beitrag aus dem Lotteriefonds für den Ausstellungsbetrieb beantragt.

Und die übrigen regelmässig unterstützten Institutionen?

Die Plafonierung führt dazu, dass der Kanton Weiterentwicklungen bzw. Veränderungen der Angebote bei diesen rund 80 Kulturinstitutionen – dazu gehören etwa die Kunsthalle St.Gallen, die Kellerbühne St.Gallen, Grabenhalle, Palace, Museum im Lagerhaus, Diogenes Theater Altstätten, Museum Bickel Walenstadt, Chössi Theater Lichtensteig, ZAK Jona, Rotfarb Uznach – finanziell nicht mittragen kann.

Trifft die Plafonierung auch die «kleineren» Kulturprojekte?

Sie wirkt sich insofern auf die kulturelle Vielfalt aus, als weniger hohe Beiträge ausbezahlt werden und stärker selektioniert wird. Viele Kulturschaffende und -veranstaltende, die ohnehin schon mit knappen Budgets arbeiten und für Infrastruktur, für Raum, Technik und Logistik sowie Werbung mehr zahlen als für die eigentliche künstlerische Arbeit, sind durch knappere öffentliche Gelder noch mehr unter Druck. Albumproduktionen etwa werden mit geringeren Beiträgen gefördert; das betraf beispielsweise die St.Galler Bands Wassily und Dachs. Die strengere Selektion trifft in erster Linie Einzelveranstaltungen von auswärtigen Truppen oder Veranstaltern. Beispielsweise wurden kürzlich Beiträge abgelehnt an ein innovatives Stück des Tanztheaters Baden in der Grabenhalle oder an das Konzert «Kick the square» von 9-Point-Inc. (Winterthur) in der Lokremise. Das geht insgesamt auf Kosten kultureller Impulse von aussen, die eine Kulturhauptstadt ebenso braucht wie das einheimische Schaffen.

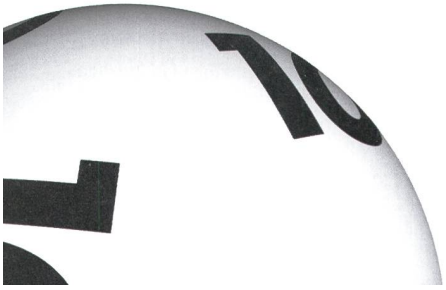
Heisst das generell: Das Geld für Kultur ist knapper geworden?

Die Situation ist komplizierter. Einerseits sind die Beträge für Kulturinstitutionen im ordentlichen Haushalt in den letzten rund zehn Jahren gestiegen – unter anderem für Konzert und Theater St.Gallen, für Schloss Werdenberg, für das Kunstzeughaus etc. Der Kanton hat kulturell zusätzliche Aufgaben übernommen, das war auch der ausdrückliche Wille der «Kulturoffensive». Auf der anderen Seite erhöht dies den Druck auf die freien Projekte: Das Geld ist dort knapper, die Zahl der Anlässe nimmt zu, ebenso die Professionalisierung. Die Projektbudgets sind gestiegen, auch die Qualität steigt, und da kann der Kanton nicht mithalten. Generell kann man sagen: Anlässe der freien Kulturszene finden trotz Spardruck statt, aber sie sind knapper finanziert – und die Frage ist, wie lange das noch so weitergeht.

Kleinere Projekte kippen raus

Es ist schwieriger geworden seit einigen Jahren, weil das Amt für Kultur viel weniger Geld direkt vergeben kann. Ein grosser Betrag wurde da schon vor Jahren diskussionslos gestrichen. Viele Kulturschaffende haben das gar nicht mitbekommen. Mittlere und grössere Projekte können nur noch über den Lotteriefonds gefördert werden, und das braucht eine sehr lange Vorlaufzeit. Diese Gesuche müssen dann von der Politik abgesegnet werden, das kann problematisch sein. Bei Kulturprojekten wird kaum mehr als 4000 bis 5000 Franken vom Amt gesprochen. Viele kleine Projekte kippen aus der Förderung raus, weil einfach kein Geld mehr da ist.

Josef Felix Müller, Künstler und Präsident des Dachverbands visarte Schweiz



Kunst darf NIE eingeschränkt werden

Privat merke ich, dass es schwierig ist, sich Raum anzueignen, dies ist jedoch auch ein gesellschaftliches Problem. Für meine privaten Projekte, zum Beispiel aktuell «Vadian in der Hijab», das am 24. August Vernissage hat, beantragte ich beim Kanton und der Stadt Fördergelder. So, wie es momentan aussieht, bekommen wir die Gelder, jedoch wohl kaum den beantragten Betrag. Dem Wunsch nach Unterstützung für iranische Künstler, zum Beispiel mit Visa-Erleichterung, wurde nicht nachgekommen. Alle Stiftungen haben unser Gesuch abgelehnt ohne genaue Begründung. Vielleicht ist das Projekt zu heikel, oder sie haben keine Lust (der Stiftungszweck war immer abgedeckt).

Aus anderen Zusammenhängen weiss ich, dass immer ein Kampf um die Finanzierung der Kunst zu führen ist. Oft wollen die Geldgeber die Idee oder das Werk verändern und viel zu sehr mitreden. Den Künstlern werden oft Grenzen gesetzt, wenn sie das Geld wollen. Die Kunst darf NIE eingeschränkt werden und sollte bedingungslos finanziert und unterstützt werden. Sobald wir aufhören, so Kunst zu machen, gibt es nur noch Deko und Marketingevents.

Felix Stöckle, Kunstkiosk St.Gallen

Ausweichmanöver

Wie wirkt sich die Plafonierung der Kulturgelder aus? Saiten und Jakob wollten es wissen.

TEXT: PETER SURBER

Jakob hat in die Runde gefragt, ob konkrete Folgen der Kultursparbremse bekannt sind oder erwartet werden. Einige Wortmeldungen sind hier und auf der nächsten Seite versammelt, Antworten der St.Galler Kulturamtsleiterin Katrin Meier hier links. Die Antworten sind so vielfältig wie die Kultur. Und auch die Einschätzungen, ob es schwieriger geworden ist, in Spardruck-Zeiten Veranstaltungen finanzieren zu können, gehen auseinander.

Ein Finanz-Beispiel drum aus eigener Erfahrung: Ein Projekt unseres St.Galler Chors hat ein Budget zwischen circa 30'000 und 180'000 Franken, je nach Anzahl professioneller Musikerinnen und Musikern sowie Aufführungen. Vier Gesangssolisten und ein Orchester in sinfonischer Besetzung, wie es die grossen Oratorien verlangen, ist das höchste finanzielle Abenteuer. Kammermusikalische Programme kosten entsprechend weniger. Das Budget umfasst die Honorare der Profis inklusive Dirigent s wie Werbung, Infrastruktur, Mieten etc. Die Organisation ist Gratisarbeit, die Laienchorsänger zahlen fürs Mitsingen-Können.

Die Einnahmen kommen circa zur Hälfte aus den Ticketverkäufen. Die andere Hälfte ist Jahr für Jahr Knochenarbeit: Gesuche bei Stadt und Kantonen, regionalen Förderplattformen, Stiftungen, der Migros, vielleicht einer Versicherung, privaten Gönnern. Banken sind kaum noch zu gewinnen für Anlässe ohne Sponsoring-Glamour. Stiftungen werden von Gesuchen überrannt und ziehen die Schraube an. Bleibt die öffentliche Hand: Sie ist der zuverlässigste Partner, man kann sie nicht genug dafür loben – aber sie ist am Sparen. Kulturplafonierung konkret: Wenn der Kanton St.Gallen vor ein paar Jahren auch mal 6000 Franken gezahlt hat für ein kleineres Chorprojekt, sind es jetzt vielleicht noch 3000. Die Stadt spart tendenziell auch.

Die Folge: Man führt sein Konzert natürlich dennoch durch, kürzt bei der Werbung, aber nicht bei den Honoraren, denn Künstler haben wie gute Handwerker ihren Preis; man schreibt noch ein paar Gesuche mehr und kommt mit einem blauen Auge – einem Defizit, das noch erträglich ist – ans Ziel.

So geht es vielen Kulturveranstaltern: Sie machen ihr Ding trotzdem, aber der Spielraum wird enger, vielleicht lässt man ein Projekt aus, kürzt am eigenen Honorar, zieht es in einer Sparversion durch, probiert es mit Crowdfunding, was nichts anderes heisst als: der eigenen Community ans Portemonnaie zu gehen.

Diese (lobenswerten) Ausweichmanöver sind einer der Gründe, warum es schwer ist, die Folgen der ominösen Kulturplafonierung ganz konkret zu benennen. Ein anderer Grund sind die Balanceakte der Behörden selber. «Wir versuchen auch mit knapperen Mitteln unsere Spielräume optimal zu nutzen», sagt Kristin Schmidt von der städtischen Kulturförderung. Beim Kanton ist einer dieser Spielräume der Lotteriefonds – mehr dazu im Interview mit Katrin Meier.

Fazit? Vielleicht dies: Kulturplafonierung auf St.Galler Art ist kein Weltuntergang. Aber ein Klimasymptom. Anzeichen einer «Gföörni», wie es der Rheintaler Künstler Kuspi nennt. Der Verursacher des Kälteeinbruchs ist bekannt: der St.Galler Kantonsrat.

Eigene Erfahrungen mit Kultursparerei? redaktion@saiten.ch.

Mehr Lust auf Plafond? saiten.ch/minustemperatur-fuer-die-kultur, saiten.ch/trommeln-gegen-den-spar-kantonsrat

Zu Jakob mehr auf ja-kob.ch.

Kultur Gfrörni adee!

Wir schauen in die verschiedenen Hauptstädte Europas ... – merken, dass dort gewaltig in Kultur investiert wird und sehen diese Städte aufblühen wie Rosen! Tausende Menschen pilgern dahin, Tag für Tag und bringen so viel Freude, Leben und Geld in die Tasche der ansässigen Hotels, Restaurants, Museen, Opern, Theater etc., doch nach St.Gallen will niemand pilgern (rückläufige Ansiedlung) und in die Provinz Rheintal noch weniger ... aber nach Vorarlberg ... zu den Österreichern! Es beginnt schon in Lustenau, der Marktgemeinde mit Scharm. Riesiges Kulturangebot eines Dorfes ... Jeden Monat geben sie ein Programmheft heraus, jeder Einwohner bekommt es nach Hause geliefert! Gratis Konzerte auf dem blauen Platz usw.! Das funktioniert einwandfrei!

Manchmal frage ich mich, wo unsere angeblich reiche Schweiz das liebe Geld hin schaufelt?? Ich glaube, in die Taschen der Politiker? Schade, gibts hier keine «Weko», die eingreifen könnte! Heee, Augen auf, ihr blinden, politischen Hühner – sonst bleiben Eure Köpfe eingefroren – für immer!

KUSPI 018, Künstler, Altstätten

Ohne einen Rappen

Natürlich bin ich für staatliche Unterstützung und bin gar nicht einverstanden mit dem ständigen Abbau von Leistungen. Vor allem was die Kleinkultur betrifft und Möglichkeiten für Freiräume etc ... Die Leuchttürme haben es einfach.

Trotzdem, und diese Aussage ist vielleicht nicht förderlich in der Debatte: Ich mache nun mein Programm seit acht Jahren ohne einen Rappen vom Staat. Das geht natürlich nur dank Idealismus und weil wir Doppelverdiener sind und ich darum nicht vom Kaffeehaus voll leben muss. Bei den Kulturveranstaltungen ist der Deal halt einfach, dass ich keine Gage garantieren kann. Aber dass der Erlös aus der Kollekte bzw. den Eintritten zu vollen Teilen an die Künstler geht. Das ist in der Regel, wenn das Kaffeehaus voll ist, zwischen 800 und 1200 Franken für einen Abend für die Künstler. Wenn die Veranstaltung schlecht besucht ist, ist es natürlich auch ein grosses Risiko.

Gallus Hufenus, Kaffeehaus St.Gallen

Was wäre ohne Gelddruck?

Es gibt für mich ganz grundlegende Fragen: Was wäre anders, wenn mehr oder viel mehr Geld in die Kultur fliessen würde? Wären die Produktionen und Werke besser? Professioneller? Angepasster oder spannungsloser? Was wäre denn anders? Was gäbe es nicht, wenn der Gelddruck fehlen würde? Wie würde das Geld verteilt und verwendet? Zur Verbesserung der Einkommenssituation der Kunst- und Kulturschaffenden oder für Werbung oder Produktion oder ...? Wo setzt die (Selbst-)regulierung ein? Haben wir ein Überangebot? ...

Was unbestritten ist: Die Unterstützungsgesuche haben zugenommen in den letzten 5–10 Jahren, dies bestätigen die Stiftungen und Kulturämter. Aber es gibt auch neue Formen von Sach- und Dienstleistungs-Sponsoring und Crowdfunding. Tendenziell empfinde ich es viel anstrengender als früher, ein Projekt zu finanzieren. Die Dossiers müssen professioneller sein, und es gibt bereits Online-Vorprüfungen von Stiftungen, damit nur noch gezielte Anträge eingehen. Dauerfinanzierungen gibt es immer weniger, bei mehrjährigen Projekten muss relativ schnell eine Eigenfinanzierung erreicht werden, ausser es gibt Leistungsvereinbarungen. Und doch: Die Schweiz ist nach wie vor ein kleines Paradies, wenn es um Unterstützungen seitens Stiftungen geht.

Gabriela Falkner, Kulturmanagerin

Kannibalisierung

Eine Plafonierung der Ausgaben für die Kultur ist sinnlos, weil niemand die zukünftigen Bedüfnisse der Institutionen, der Kulturschaffenden und des Publikums voraussagen kann. Es zeugt von einer kurzsichtigen und mutlosen Politik, die nicht sehen kann, was hinter den Zahlen steckt. Die Plafonierung verursacht die Kannibalisierung zwischen den verschiedenen Akteuren und macht es noch schwieriger, kompromisslose und fordernde Kulturveranstaltungen im Kanton zu realisieren.

Giovanni Carmine, Kunsthalle St.Gallen

Nie sehr rosig

Da ich meistens im Bereich Improvisierte Musik, spartenübergreifende Projekte oder Worldmusic um Unterstützung ersuche, sieht es nie sehr rosig aus. Es gibt immer ein bisschen Geld, von 500 bis 5000 Franken. In der Tendenz nie wirklich namhafte Beträge, obwohl Stadt und Kanton im persönlichen Gespräch immer sehr offen, interessiert und unterstützend sind.

Christian Berger, Gitarrist

Am 10. Juni sti
die Lotteriegelde
freiheit. Was stimr

TEXT: ETRIT HASLER

Wie wir im Kanton St.Gallen vor kurzem wieder erfahren durften, ist es keine Selbstverständlichkeit, Abstimmungen in Kulturfragen zu gewinnen. Umso mehr darf es uns wundern, wenn bei einer nationalen Volksabstimmung ein bürgerliches Komitee plötzlich die Kulturschaffenden auf seiner Seite haben will. Die Rede ist von der Abstimmung über das Geldspielgesetz am 10. Juni, in deren Vorfeld das Ja-Komitee die Bahnhöfe zupflastert mit Schreckensbotschaften wie «Weniger Ausstellungen», «Spielplatz verlottert» oder auch «Tiergehege geschlossen» – «wegen Geldmangel».

Die Befürworterinnen und Befürworter wollen damit suggerieren, dass die Lotteriefonds der Kantone – und mit ihnen das solideste Standbein der Kulturförderung – in Gefahr seien, wenn das revidierte Gesetz abgelehnt wird. Kein Wunder also, hat sich auch der Dachverband der Kulturschaffenden Suisseculture geschlossen hinter die Vorlage gestellt. Das Problem dabei: Es gibt keinerlei Beweis für die Behauptung, dass die Lotteriefonds bedroht seien. Oder wie es Jan Jirat in der WOZ schrieb: «Die Kampagne der BefürworterInnen trägt Züge einer bewussten Täuschung.»

Keine Antwort auf die wirklichen Fragen

Kern der Gesetzesrevision ist die längst überfällige gesetzliche Regelung des Online-Glücksspielmarkts. Während «physisches» Glücksspiel in der Schweiz streng reglementiert ist, herrscht im Online-Markt Anarchie. Konkret bedeutet dies, dass die Online-Spiele keinerlei Auflagen unterliegen, während die Schweizer Casinos einen grossen Teil ihrer Einnahmen an die Allgemeinheit – sprich an die AHV und an die Lotteriefonds der Kantone – abliefern (insgesamt über 320 Millionen Franken) sowie diverse Massnahmen gegen Spielsucht treffen müssen.

So weit die Fakten. Das Problem an der aktuellen Vorlage liegt jedoch genau darin, dass sie eben nicht darauf ausgerichtet ist, den wachsenden Online-Markt (eine Studie der Universität Bern berechnete ein Einsatzvolumen von 250 Millionen Franken – Tendenz steigend) den gleichen Massnahmen und Abgaben zu unterwerfen. Stattdessen wurde die Vorlage als reiner Heimatschutz für die Schweizer Casinos ausgestaltet: Nur, wer bereits ein physisches Casino betreibt, kann sich überhaupt um eine Lizenz für Online-Glücksspiele bewerben.

Die Skepsis vor ausländischen Glücksspielbetreibern ist zwar durchaus gerechtfertigt: Casinos waren schon immer einer der beliebtesten Orte, an dem das organisierte Verbrechen sein Geld wusch, und das ist im Online-Bereich nicht anders: Im Januar dieses Jahres begann die britische Glücksspielkommission eine Untersuchung gegen 17 Online-Casinos wegen Verdacht auf Geldwäscherei. Der lange Zeit grösste Anbieter der Welt, William Hill, wurde diesen Februar wegen Geldwäscherei zu einer Busse von sechs Millionen Pfund verurteilt und stand immer wieder im Verdacht, Politiker zu bestechen. Und einfach, damit sich niemand hier Illusionen macht: Ja, auch Geld dieser Firmen steckt im Nein-Komitee. Genauso wie das Ja-Komitee von den Schweizer Casinos finanziert wird.

Doch leider hat das neue Geldspielgesetz auf dieses Missverhältnis keine glaubwürdige Antwort. Der Markt für reale Casinos

Alte Antworten auf die neuen Spiele

nen wir über ein neues Geldspielgesetz ab. Ein Ja sichere und damit Kultur, Sport und AHV. Ein Nein rette die Netz- ' Sicher ist: Das neue Gesetz ist nicht à jour.

und derjenige für Online-Glücksspiele haben nichts miteinander zu tun. Die Idee, Schweizer Casino-Betreiber könnten tatsächlich die bisher illegalen Glücksspiele konkurrieren, ist völlig irrsinnig. Den physischen Casinos fehlt jegliches Know-How, um bei den Entwicklungen im Online-Glücksspiel nicht hoffnungslos hinterher zu rennen: Fantasy Sports, Sportwetten, Pay-to-Play-Systeme in «klassischen» Computerspielen sowie eine weltweite Vernetzung der traditionellen Casinospiele wie Poker und Blackjack – und wenn Sie von den Begriffen, die ich hier eingeführt habe, nur die Hälfte verstehen, dann geht es Ihnen genauso wie den meisten nationalen Parlamentsmitgliedern, welche dieses Gesetz vorberaten haben.

Die Musikbranche steht schon bereit

Statt auf diese Entwicklungen einzugehen, hat die Politik mit einem Mittel reagiert, das sich nun im Abstimmungskampf als potentieller Fallstrick entpuppt: Netzsperren. So soll dem Bund ermöglicht werden, die Webseiten ebendieser Online-Anbieter für den Zugriff aus der Schweiz zu sperren. Was im konkreten Fall bedeutet, dass Sie anstatt auf williamhill.com auf einer Webseite des EJPD landen, die Sie dann darauf hinweist, dass die betreffenden Glücksspiele in der Schweiz illegal sind.

«Internetzensur!» ruft nun die Allianz der Jungparteien, die gegen die Vorlage das Referendum ergriffen hat – und warnt davor, dass damit Begehrlichkeiten geweckt würden, den Internet-Zugang für alle möglichen Partikularanliegen zu begrenzen. Nicht ganz zu unrecht: Die Musikindustrie zum Beispiel macht kein Geheimnis daraus, dass sie bei einem klaren Resultat bereit stände, einen Antrag in die Revision des Urheberrechts einfliessen zu lassen, der Netzsperren auch im Bereich der illegalen Downloads einführen würde.

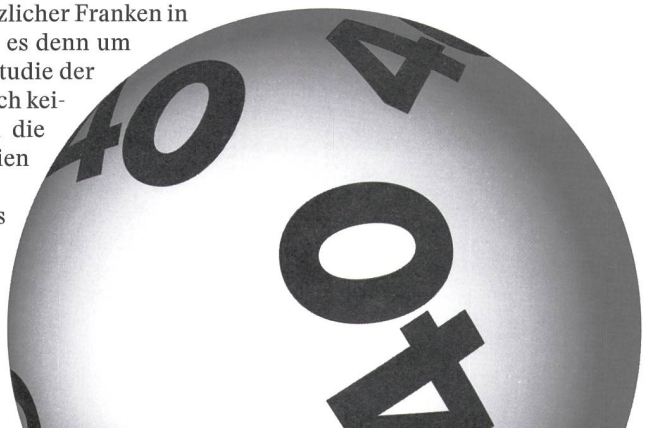
Wobei es dazu zu sagen gilt: Wir kennen bisher schon Netzsperren. So wurde vor ein paar Jahren der Zugriff aus der Schweiz auf xvideos – eine der grössten Pornoseiten der Welt – gesperrt, weil diese auch kinderpornographisches Material enthielt. Aber der Vergleich hält eben nicht stand: Es sind zwei verschiedene Dinge, ein Grundrecht zu beschneiden, um damit ein Verbrechen zu verhindern, oder einer eher fragwürdigen Branche Heimatschutz zu gewähren.

Zurück zum Anfang. Sind die Lotteriefonds bedroht? Die Antwort ist Nein. Unter dem bisherigen Gesetz sind es nur die staatlichen Lotterien (Lotto/Toto) und die B-Casinos, welche überhaupt Geld an die Lotteriefonds abliefern. Die Abgabe der A-Casinos geht zu 100 Prozent an die AHV – genauso wie die geplante Abgabe der Online-Casinos übrigens. Anders formuliert: Mit einem Ja zum Geldspielgesetz fliesst kein zusätzlicher Franken in die kantonalen Lotteriefonds. Und wie steht es denn um die Bedrohung? Die oben bereits erwähnte Studie der Universität Bern kommt zum Schluss, dass sich keinerlei Tendenz ausmachen lässt, dass sich die Geldflüsse von den klassischen Staatslotterien hin zum Online-Glücksspiel bewegen.

Was allerdings leider nicht heisst, dass die Lotteriefonds nicht bedroht sind: In vielen Kantonen, auch in St.Gallen, werden in den letzten Jahren immer wieder die Lotteriefonds herbeigezogen, wenn es darum geht, gesetzliche Aufgaben zu finanzieren. Eine rechtswidrige Praxis, wie der Bundesrat in der Vorlage zum Geldspielgesetz bekräftigte. Wobei er im nächsten Satz auch wieder klar machte, dass «die aktuelle Praxis der Kantone nicht grundlegend in Frage gestellt werden» soll. Ein Satz, der klar macht, wie mutlos dieses Gesetz in Bezug auf die echten Probleme ist.

Was wiederum nicht heissen soll, dass das Gesetz gegen die Interessen der Kulturschaffenden ist. Suisse Culture hat recht, dass ohne gesetzliche Grundlagen die Gelder im Online-Bereich weiterhin abfliessen, ohne dass ein Rappen an die Gemeinwesen geht. Dies mag als Grund reichen, um ein Ja einzulegen. Ich bin für mich persönlich zu einer anderen Bewertung gekommen.

Etrit Hasler, 1977, ist Slammer, Stadt- und Kantonsparlamentarier und Vorstandsmitglied des AdS (AutorInnen der Schweiz), der wie alle Kulturverbände die Ja-Parole zum Geldspielgesetz beschlossen hat. Er konnte sich damit so lange abfinden, bis er die Kampagne des Ja-Komitees gesehen hatte.



HOTEL ALBANI KONZERTE 2018

LIVE LIVE

8. AUGUST
STEFANIE STAUFFACHER (CH)

9. AUGUST
ROOTWORDS (CH)

12. AUGUST
TOOTARD (PS)

13. AUGUST
DIE NERVEN (DE)

14. AUGUST
JESSIQUOI (CH)

15. AUGUST
KT GORIQUE (CH)

10. OKTOBER
LONG TALL JEFFERSON (CH)

3. NOVEMBER
THE HATHORS (CH)

WWW.ALBANI.CH

Sommer '18

Landstreich-musik
Konzert

Sa, 22. Juni
20.30 Uhr

Sa, 07. Juli
20.30 Uhr

JäckJönes
Konzert

40 Jahre Löwen Festival
Eintopf Symphonie, Amal, 80er-Jahre Disco (Sa), Bruno Ammann singt Joe Dassin, Grosses Zmorge-Buffet (So)

Sa, 04. Aug. – So, 05. Aug.
ab 17 Uhr – So-Nachmittag

23. – 25. Aug.
je 21 Uhr

Kino Open Air
Drei filmische Leckerbissen: v.l.n.r. Messidor, Einer flog übers Kuckucksnest, Wir sind die Neuen

löwen arena sommeri

Hauptstr. 23, CH-8580 Sommeri
www.loewenarena.ch
Vorverkauf 071 411 30 40

Musikalische Höhepunkte in der
Kunsthalle Ziegelhütte Appenzell

KONZERTE 2018
Vom Volkston zur Kunstmusik

Freitag, 6. Juli 2018, 20 Uhr
Loyko
Teufelsgeiger
Das berühmteste russische Roma-Ensemble verzaubert mit atemberaubender Virtuosität.

Freitag, 3. August, 2018, 20 Uhr
Hanneli Musig
Über Stock und Stei / Polka ma non troppo
Melodien aus der Schweizer Volksmusik-Sammlung von Hanny Christen

Freitag, 7. September 2018, 20 Uhr
James Campbell
Swiss Piano Trio & Friends
Raritäten von Klassik bis Klezmer
Werke von Beethoven, Schickele, Dohnányi

Billette
Kunsthalle Ziegelhütte, Ziegeleistrasse 14, 9050 Appenzell
Tel. 071 788 18 60, info@kunsthalleziegelhuette.ch

Ganzes Jahresprogramm und weitere Infos auf www.h-gebertka.ch

Heinrich Gebert Kulturstiftung Appenzell

Mi–Fr: 10–12 / 13.30–18 Uhr
Sa: 9–16 Uhr
Taastrasse 11
9113 Degersheim

brockenhaus degersheim
STIFTUNG FOSAM